

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 120 (1954)

Heft: 4-5

Artikel: Partisanenkampf in Albanien

Autor: Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-25188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Partisanenkampf in Albanien

Von Major a.D. Frank

Mit der Kapitulation Italiens, beziehungsweise dessen Kriegserklärung an Deutschland im August 1943, marschierten, bereits an der albanischen Grenze bereitstehend, zwei deutsche Infanteriedivisionen in Albanien ein.

Ich führte mein Inf.Bataillon zunächst bis Prizren, einem Städtchen mit mohammedanischer Bevölkerung, in dem uns freundlich gesinnten Kosovagebiet. Dort stellten wir uns vom Großkampf im offenen, freien Gelände, an dem wir in der Sowjetunion von Sokal am Bug bis Stalingrad an der Wolga als Infanteristen stets in vorderster Linie teilgenommen hatten, auf den Gebirgskampf in den wilden und unzugänglichen Karstbergen des Balkans um. Das bereitete uns wenig Schwierigkeiten. Die erforderliche Ausrüstung stand reichlich aus den vorhandenen Beständen der italienischen Truppen, es waren zwei Armeen, die sich seit 1939 in Albanien befanden, zur Verfügung. Es oblag nur der Initiative der einzelnen Kommandeure und Kompagnie-Chefs, es aufzufinden.

Herrenlose Tragtiere, Mulis, Esel und Kleinpferde standen in verwahrlostem Zustand an wacklige Zäune gebunden, hungrig herum oder weideten halb verwildert auf vertrockneten Grasflächen außerhalb der Städte und Dörfer. Hölzerne Tragsättel, plump und hart, fanden sich meist in der Nähe der Tiere. In den zahlreichen Magazinen der italienischen Barackenlager gab es Kochkisten aus Leichtmetall, die nunmehr die guten, alten Feldküchen ersetzen sollten. Nur an Bergschuhen war zunächst Mangel. Die wenigen, die wir fanden, sahen neu sehr schön aus, waren jedoch nach einigen Hochtouren vollkommen verbraucht. Das rauhe Oberleder saugte die Feuchtigkeit auf, statt sie abzuhalten. Viele italienische Gebirgsbatterien fielen uns kampfflos in die Hände. Die Geschützrohre hatten ein Kaliber von 7,5 cm. Für ein Geschütz mit der Erstausrüstung an Munition waren 6 starke Tragtiere erforderlich. Granaten, in Tragkörbe verpackt, gab es ausreichend. Rucksäcke, sehr praktisch und zweckmäßig, ersetzten nun unsere Tornister bzw. das Sturmgepäck der deutschen Grenadiere. Hilfswillige italienische Soldaten halfen uns beim Belasten der Tragtiere und waren deren Führer.

Sehr schnell hatten sich die deutschen Offiziere und Soldaten auf die neue Ausrüstung umgestellt. Was konnte die alten Rußlandkämpfer auch noch erschüttern? Sie waren im Improvisieren Meister geworden.

Doch bald begann der Hochgebirgskampf gegen Partisanen. Hinterhältig und verschlagen setzten die albanischen Banden zusammen mit badogliotreuen Italienern den schwachen deutschen Einheiten zu. Sehr

bald mußten die deutschen Soldaten, die sich fast zwei Jahre lang in härtesten Schlachten gegen zahlen- und materialmäßig weit überlegene Gegner stets mit bestem Erfolg geschlagen hatten, erkennen, daß der Krieg im Hochgebirge ganz anders ist, als im offenen, freien Gelände. Obgleich nun beim Feind Artillerie, Pak, Panzer und Flugzeuge nicht vorhanden waren oder doch nur ganz vereinzelt zum Einsatz gelangten, war der Kampf viel schwerer und sehr verlustreich und stellte an Führung und Truppe schwerste Anforderungen in physischer und psychischer Hinsicht.

Albanien, auf dem Gebiete des alten Illyrien am adriatischen Meer, begrenzt im Norden und Osten von Jugoslawien, im Süden von Griechenland, von einem macedonischen Streifen abgesehen, ist ein wildes und schwer zugängliches Gebirgsland mit einer kriegerischen Bauern- und Jägerbevölkerung. Nur an den schmalen Küstenstreifen zeigt sich eine Schicht städtischer Kultur. Die damals etwas mehr als eine Million zählenden Bewohner gelten als Nachkommen der Illyrer und nennen sich Skipetaren. Die Hauptstämme sind die Gegen und Tosken. Etwa zwei Drittel der Albanesen sind Mohammedaner. Der Rest ist griechisch-orthodox. Es gibt nur sehr wenig römisch-katholische Christen im Lande. Die Albaner sind mit den übrigen Balkanvölkern nicht verwandt. Sie haben eine eigene Sprache und begannen erst in neuerer Zeit eine Schriftsprache zu bilden. Eine albanische Literatur gibt es noch gar nicht. Nur unter den zahlreichen ausgewanderten Skipetaren hat sich ein albanisches Schrifttum, besonders in Italien, gebildet. Es gibt im ganzen Lande keine Eisenbahn, nur wenige, aber gute, von Italienern gebaute Straßen, die sich in dem wildzerklüfteten Felsgelände leicht mit geringen Kräften sperren lassen.

Nachdem das alte Illyrien im 3. Jahrhundert von Rom unterworfen worden war, setzte im 7. Jahrhundert eine slawische Überflutung ein. Selbständigkeit und Fremdherrschaft wechselten bis zu den Kämpfen gegen die Türken, die 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde ihren Höhepunkt erreichten und im 15. Jahrhundert, durch Skanderbeg, dem noch heute verehrten albanischen Nationalhelden, wieder aufgenommen wurden. Trotz tapferer Aufstände gegen die Türken wurde Albanien türkische Provinz und blieb es bis 1912. Am 28. II. dieses Jahres machte sich Albanien durch Erklärung in der südalbanischen Hafenstadt Valona (albanisch = Vlora) selbständig. 1914 versuchte Prinz Wilhelm zu Wied als Fürst Wilhelm dort zu regieren. Er verließ jedoch das Land kurz nach Ausbruch des ersten Weltkrieges. Während dieses Krieges war Albanien durch Engländer und Österreicher besetzt, deren Kampfhandlungen jedoch durch zahlreiche Malariaerkrankungen bald eingestellt werden mußten. Am 21. I. 1925 wurde Albanien Republik. 1928 rief man den gewählten Präsidenten Achmed Zogu

(albanisch = Vogel) zum König aus. Früher schon hatten Österreich, Ungarn und Italien um die Vorherrschaft an diesem Teile der Adria gestritten. Nun setzte sich die Politik Mussolinis gegenüber der Jugoslawiens durch. 1939 landeten italienische Truppen. Achmed Zogu floh. Italien betrieb nun die wirtschaftliche und technische Erschließung des Landes Albanien mit Nachdruck. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges und die nun mit Heftigkeit aufflammenden Kämpfe des in Stämme gespaltenen, freiheitsliebenden stolzen Volkes gegen die italienischen Truppen verhinderten größere Erfolge.

Sippen, Stämme, Religionsgemeinschaften und die vielen politischen Interessengruppen bekämpften sich gegenseitig und lieferten sich, oft aus geringem Anlaß, heftige, verlustreiche Kämpfe. Dazu herrscht in Albanien auch heute noch das grausame Gesetz der Blutrache. Im ganzen Lande tobte wilder Kleinkrieg, als die deutschen Einheiten ins Land kamen. Überall, auch in den Städten, wurde scharf geschossen. Dabei wußte von den Deutschen keiner, wer überhaupt auf wen schoß und warum geschossen wurde.

Die politische Lage war sehr unklar; die Verhältnisse verworren. Es gab keine albanische Regierung. Die Preise stiegen täglich. Wasser- und Futtermangel herrschte überall. Nur im Küstenstreifen gab es ein paar fruchtbare Landstriche. Albanien galt für uns Deutsche als befreundetes Land. Alle Zwangsmaßnahmen waren den deutschen Truppen verboten. Wohnhäuser durften von ihnen nicht betreten werden. Wir verhielten uns korrekt und richteten uns, so gut es ging, in den zahlreichen Kasernen und Barackenlagern ein. Die ersten Tage in dem von Europa nahezu vergessenen Lande verliefen ruhig. Dann aber begann ein grauenvoller Kampf; hinterlistig geführt und sehr verlustreich. Er begann für uns damit, daß Fahrzeuge, die Holz zum Abdecken von Splittergraben holen sollten, wenige hundert Meter von der Kaserne entfernt, beschossen und überfallen wurden.

Die Soldaten waren gefallen oder verwundet, die Pferde tot. Ein sofort eingeleitetes Unternehmen meinerseits war erfolglos. Wir stießen ins Leere. Von den Banditen fanden wir keine Spur mehr.

Am nächsten Tage fuhr ich mit meinem Personenkraftwagen auf der südlichen Straße von Tirana nach Durazzo. An einer Brücke, die über den Lumi Arzen führte, arbeiteten deutsche Pioniere. Sie machten mir die Fahrbahn frei und grüßten freundlich. Ich begab mich in ein von meinen Männern bewachtes, ehemaliges italienisches Munitionslager. In der Nähe des Eingangstores fand ich die gesamte Wachmannschaft ermordet auf dem Boden liegend vor. Die Soldaten waren nach harter Gegenwehr gefallen, wie ich an den vielen Schußverletzungen feststellte. Das Lager war ge-

plündert worden. Gewehr- und Pistolenmunition fehlten. Ebenso hatten die Partisanen Leuchtpatronen und Handgranaten beiseite geschafft. Nahezu alle aufgestapelten Kisten waren erbrochen. Der Fernsprecher war gestohlen worden. Die Leitungen hatte man gestört. Von diesem Tage an nahm ich immer einen Feldfernsprechapparat im Wagen mit, um jederzeit mich selbst in die Leitung «hängen» zu können.

Ich fuhr zurück und kam nach einer halben Stunde wieder zur Arzen Brücke. Schon von weitem bohrten sich meine Blicke auf die dort liegenden dunklen Klumpen. Als ich hinkam, stellte ich fest, daß die Pioniere überfallen worden waren. Alle vier waren tot und vollkommen ausgeplündert. Vergeblich suchte ich mit dem Fernglas meterweise das mit Gestrüpp bewachsene Gelände ab. Von den Mördern aber war keine Spur zu entdecken.

Nach wenigen Kilometern weiterer Fahrt fand ich einen unserer Sanitätskraftwagen am Wegrand haltend, stehen. Er schien verlassen und leer zu sein. Ich hielt an und öffnete die Türen. Fahrer, Beifahrer und Kranke lagen in ihrem Blute tot im Innern des Fahrzeuges. Alle waren ihrer Ausrüstung und ihres persönlichen Eigentums beraubt. Die Landschaft aber war friedlich. Leise rauschte der Fluß. Insekten summten von Blüte zu Blüte. Ziegen und Schafe weideten beiderseits der Straße.

Meine Begleiter sahen mich an. Ihnen war unheimlich zu Mute. Auch mir graute innerlich. Die Maschinenpistole schußbereit auf dem Schoße, fuhr ich weiter, nach vorn beobachtend. Meine Männer taten dasselbe nach rechts und links. Am Stadtrand Tiranas, der Hauptstadt Albaniens, hielten wir am Fuße eines kegelförmigen Berges, auf dem sich zwei Gruppen zur Sicherung befanden. Auf halber Höhe kam mir der als Führer eingeteilte Fahnenjunker-Unteroffizier entgegen und meldete, daß in der vergangenen Nacht sich etwa 30 Mann an seine Stellung herangeschlichen hätten. Auf die Feuereröffnung der Posten hin, habe sich der unbekannte Gegner zurückgezogen. Man habe Verwundete schreien hören. Einige Zeit später sei in den Häusern am jenseitigen Hang Licht gemacht worden. Außerdem hatten die Hunde lange Zeit gebellt. Ich orientierte mich an Ort und Stelle. Die Stellung war schon von den Italienern ausgebaut worden und besetzt gewesen. Von ihr aus konnte man die ganze Umgebung beherrschen. Das etwa zwei Meter hohe, dichte Gestrüpp, das auf dem Gelände wuchs, gestattete jedoch gedeckte Annäherung des Feindes.

Bei meiner Rückkehr nach Tirana, «der modernsten europäischen Großstadt im Werden» meldeten meine Streifenführer, daß die Albaner die italienischen Nachschublager plünderten. Ich setzte Kräfte ein, die es verhinderten. In der Nacht jedoch brannten, trotz unserer Bewachung, meh-

rere Lager vollkommen nieder. Trotz aller Nachforschungen waren die Brandstifter nicht zu finden.

Die mit dem letzten Ersatz gekommenen jungen Mannschaften der Maschinengewehr-Kompagnie meines Bataillons sollten ein Schulgefechtsschießen abhalten. Als das Zielaufbau-Kommando die Scheiben dazu im Gelände aufstellte, wurde es aus nächster Nähe von Banditen mit Gewehren beschossen. Beim Eintreffen der Kompagnie an der Überfallstelle herrschte wieder Ruhe und Frieden.

War es schon gefährlich, die Stadt am Tage zu verlassen, so konnte man sich mit Einbruch der Dunkelheit nicht mehr außerhalb der Unterkunft aufhalten. An allen Ecken und in allen Straßen Tiranas wurde geschossen. Geschosse flogen als Querschläger und Abpraller überall herum. Es konnte aber nicht festgestellt werden, warum, wo und von wem geschossen wurde. Ich befahl, daß die Soldaten nur zu viert die Kaserne verlassen durften und verschiedene Handwaffen: Gewehre, Maschinenpistole und Pistole bei sich haben mußten. Mit Einbruch der Dunkelheit mußte jeder in die Unterkunft zurückgekehrt sein. Eine allgemeine Unsicherheit entstand. Unser Selbstbewußtsein litt stark. Man fühlte sich zu keiner Zeit und nirgends mehr sicher. Dabei war man praktisch machtlos.

Eines Tages erhielt ich vom Regiment den Auftrag, eine rückwärtige Stellung zwischen der Küste und dem Regimentsgefechtsstand zur Abwehr eines gelandeten und durch die Küstenverteidigungslinie durchgebrochenen Gegners für eine verstärkte Schützenkompagnie zu erkunden und auszubauen. Dazu war ein bewachsener Höhenzug zwischen Durazzo und Voree geeignet. Etwa durch die Mitte dieses Geländes verlief rechtwinklig die Straße vom Hafen ins Innere des Landes. Ich stellte eine verstärkte Kompagnie zusammen, erkundete die Stellungen für die einzelnen Waffen, legte die Schußrichtung fest, machte das Schußfeld frei und begann mit dem Ausbau der Stellungen im einzelnen. Wir bezeichneten alle Einzelheiten an in die Erde geschlagenen Pflöcken, so, daß jedes Arbeitskommando den weiteren Ausbau übernehmen und zu Ende führen konnte. Dann erwarteten uns andere Aufgaben.

Als die Panzerjäger-Kompagnie, die in diesem Abschnitt mit Teilen eingesetzt war, am nächsten Tage mit dem Ausbau fortfahren wollte, wurde sie bei Annäherung an ihren Arbeitsplatz mit heftigem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer von Partisanen aus den von uns vorbereiteten Stellungen empfangen. Ihre Ausfälle waren entsprechend. Als auf den Gefechtslärm hin eigene Kräfte zum Einsatz kamen, waren die Partisanen verschwunden. Der Angriff stieß ins Leere.

Kurze Zeit darauf wurde ich dem Korps unmittelbar unterstellt und

schied damit für taktische Aufgaben aus dem Regimentsverbande aus. Meine Befehle erhielt ich nunmehr direkt vom Chef des Stabes oder dem Kommandierenden General selbst.

Auf einer Erkundungsfahrt im Gelände westlich Tirana kam ich zu einem ehemals italienischen Betriebsstofflager, das von deutschem Luftwaffenpersonal bewacht wurde. Der wachhabende Feldweibel meldete mir, daß 13 schwere Lastkraftwagen von ihm am vergangenen Tage beobachtet worden seien, die, anscheinend voll beladen, das Lumi Arzen-Tal entlang gefahren und in Richtung des Dorfes Furtuzey im Gelände verschwunden seien. Der Lage und der Stellung unserer schwachen Sicherungen entsprechend, konnte es sich nur um feindliche Kräfte handeln.

Ich beobachtete gedeckt hinter Grabsteinen eines verkommenen mohammedanischen Friedhofes auf einer Höhe unmittelbar beim Lager das Lumi Arzen-Tal. Der Platz bot einen herrlichen, weiten Blick in das wildromantische Gebirgsgelände beiderseits des gewundenen Flußtales. Etwa einen Kilometer von mir entfernt lagen verstreut die steinernen Häuser des Ortes Furtuzey am steilen Berghang. Dort erkannte ich starke Bewegungen. Ganze Kolonnen italienischer Soldaten marschierten zu den einzelnen Häusern. Etwa 40 Männer in Uniform bewegten sich mit Kochgeschirren zu einer bestimmten Stelle. Eine lange Reihe belasteter Tragtiere verließ gerade das Dörfchen und bog mit ihrem Anfang in eine nahe Schlucht ein. Einzelne Reiter trabten das Tal entlang. Es schien sich also mindestens ein Bataillon dort zu befinden, sehr sicher zu fühlen und irgendwelche Vorbereitungen zu treffen.

Diese Kräfte stellten eine Bedrohung Tiranas dar. Ich bereitete ein Unternehmen gegen sie vor, so gründlich wie bei einer Friedensübung. Die Führer meiner Einheiten wies ich im Gelände persönlich mit ihren Kompanie-Truppführern ein. Ich fühlte mich stark und sicher. Außer einer Schützen- und der Mg.-Kompanie meines Bataillons hatte ich eine Pionierkompanie, 10 leichte italienische Panzer, 3 Sturmgeschütze und mehrere Selbstfahrlafetten zur Verfügung. Außerdem wirkte die ganze Infanterie-Geschützkompanie eines anderen Regiments bei Beginn des Angriffs auf den erkannten Gegner ein.

Der Angriff lief gut an. Meine Einheiten brachen jeden Widerstand im Handumdrehen. Wir gewannen Gelände. Sogar die Kraftfahrzeuge kamen über den Fluß, zu meinem eigenen Erstaunen. Furtuzey nahmen wir «vorübergehend».

Bald war auch das in der Mitte des Tales liegende armselige Dorf Bultize von den vordersten Teilen der Kampfgruppe genommen. Im schwierigsten, zerklüfteten Gelände war die Maschinengewehr-Kompanie

in überschlagendem Einsatz auf gleicher Höhe mit der Schützen-Kompagnie geblieben. Nur die die linke Flanke sichernde Pionier-Kompagnie hing noch ein wenig zurück.

Ich verlegte den Gefechtsstand an den Ortsrand vor und lag damit in der vordersten Linie. Zwei Panzer befanden sich in der Nähe und ein schwerer Granatwerfer blieb bei mir zur Reserve.

Ich meldete den Kampferfolg dem Korps. Die Funkverbindung, sonst im Hochgebirge oft schwierig, klappte gut.

Italiener liefen über oder wurden gefangen genommen. Ihre Aussagen waren sehr wichtig. Demnach bestand der Feind aus starken italienischen Kräften und albanischen Zivilisten, die von den Italienern ausgerüstet und bewaffnet worden waren.

Allmählich verstärkte sich der Widerstand des Feindes. Es schossen mehr als 12 Maschinengewehre auf uns. Auch von einem kleinkalibrigen Geschütz erhielt der Gefechtsstand Feuer. Ein dichtes, ausgedehntes Maisfeld behinderte die Sicht. Von den Höhen beiderseits des Arzen-Tales, deren dichte Hangbewachung dem Feind beste Deckung bot, kam heftiges Feuer. Es war nicht möglich, die schießenden Waffen zu erkennen. Obwohl Teile der Pionier-Kompagnie ein Plateau am rechten Flügel erreicht hatten, war der Gegner unterhalb von ihr und oberhalb der im Tale kämpfenden eigenen Teile nicht auszumachen. Wir streuten den Hang mit einem sMg. ab, ein mittlerer Granatwerfer schoß auf die vermutete Feindstellung und ein Beutepanzer tat es ebenfalls. Trotzdem konnte der Gegner nicht außer Gefecht gesetzt werden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Gefechtsstand hinter eine kleine Häusergruppe zu verlegen.

Die linke Kompagnie meldete, daß der Feind angreife und es bereits zum Nahkampf komme. Handgranaten flogen hin und her. Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer nahm stetig zu. Ein Kampf war entbrannt, wie wir ihn nicht vermutet hatten. Das Infanterie-Gefecht tobte in voller Härte. Nun erkannten wir auch den Feind. Die Angreifer waren mohamedanische Partisanen. Ihre weißen Fes leuchteten in großer Zahl vor dem Abschnitt der nun zur Abwehr übergegangenen Kampfgruppe.

Beide an den Flügeln eingesetzten Kompagnien meldeten, daß sie starkes Feindfeuer aus den Flanken erhielten und bereits umgangen würden. Meine Beutepanzer und Sturmgeschütze meldeten Munitions- und Betriebsstoffmangel. Zudem ging der Tag zu Ende. Es dämmerte. War aber die Sonne hinter den Bergen verschwunden, so kam sehr rasch die Nacht. Nun aber erkannte ich feuernde Maschinengewehre auf den Höhen beiderseits meiner Einheiten bis weit ins Hintergelände. Die Gegner hatten einen hufeisenförmigen Ring auf den Bergen um uns herum gebildet und schossen

in Flanken und Rücken. Nur der Auslauf des Tales zur Straße schien noch frei zu sein. Meine entsprechende Meldung wurde vom Korps skeptisch aufgenommen. Meine Bitte um Abbruch des Unternehmens bedurfte der Genehmigung des Kommandierenden Generals.

Inzwischen mußte ich die Panzer zurückfahren lassen, um sie nicht zu verlieren; und die Kompagnien erhielten den Befehl, sich kämpfend unter gegenseitigem Feuerschutz unbemerkt vom Feinde zu lösen. Gleichzeitig errichtete ich eine Riegel- und Auffangstellung diesseits der Straße. Im ganzen Abschnitt schleppten sich mühsam Verwundete zurück. Es war ein Bild, wie ich es aus den Großkämpfen in der Sowjetunion kannte, und das ich in Albanien nicht für möglich gehalten hätte.

Ich blieb mit meinem Funktrupp solange am Feind, bis vom Korps «das Absetzen» befohlen wurde.

Mit schwerem Herzen fuhr ich zurück und nahm die Gefechtsberichte der Führer der Einheiten entgegen. Die Ausfälle an Menschen, Waffen und Gerät waren sehr hoch. Trotz reiflicher innerer Selbstprüfung fand ich keinen grundsätzlichen Führungsfehler bei mir. Doch war ich tief von dem ausgesprochenen Fehlschlag beeindruckt, den wir erlitten hatten und war um viele Erfahrungen an diesem ersten Kampftage reicher geworden.

In Albanien gab es keine Eisenbahn. Der gesamte Nachschub der Truppe mußte auf wenigen Straßen mit Kraftfahrzeugen herangebracht und auf Tragtieren den einzelnen Einheiten zugeführt werden.

Die allgemeine Unsicherheit im ganzen Lande verstärkte sich täglich. Armeefahrzeuge fuhren auf als Eselskot, Steine usw. gut getarnte, auf Straßen und Wegen gelegte Mienen. Sie wurden beschossen, ausgeplündert und verbrannt. Das Begleitpersonal war tot. Verwundete wurden ermordet oder wenn sie gehfähig waren, in Gefangenschaft geführt. Kein Fahrzeug oder Reiter konnte es wagen, allein eine Ortschaft zu verlassen ohne aus dem Hinterhalt, oft schon am Dorfrand, beschossen zu werden. Wir stellten Geleitzüge zusammen und fuhren nur noch im Convoy durch das dünnbesiedelte Land. Aber auch starke Kolonnen gerieten in feindlichen Hinterhalt. Die Ausfälle an Fahrzeugen, Nachschubgütern, Soldaten und Waffen erhöhte sich ständig.

Wir sicherten die zum Überfall geeigneten Geländeteile stützpunktartig. Aber auch die dort eingesetzten, meist schwachen Kräfte wurden von Partisanen ausgehoben und niedergemacht. Waffen und Munition fielen in Feindeshand.

Kampfkräftige eigene Spähtrupps drangen tief ins wildzerklüftete Gebirge vor. Sie kamen selten zurück, sondern wurden an dazu geeigneten Stellen zusammengeschossen. Ihr Vorgehen durch schwere Waffen zu

sichern, war nur vom Ausgangspunkt aus, also im ersten Anlauf möglich, endete aber infolge Geländeschwierigkeiten bei der Höchstschußweite der einzelnen dazu eingesetzten Waffen. So konnte Aufklärung nur mit begrenztem Ziel innerhalb des Schußbereiches schwerer Waffen durchgeführt werden. Die Truppe erhielt daher nie ein einigermaßen klares Bild. Über Stärke, Zusammensetzung und Aufenthaltsort des heimlichen, aber um so gefährlicheren Feindes. Bei großangelegten, gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen geführten Unternehmen, gemischt zusammengesetzter eigener Kräfte, mit der Absicht, die Partisanen in ihren Schlupfwinkeln aufzustöbern, zusammenzutreiben und zum Kampf zu stellen, stießen die Einheiten meist ins Leere. Ihre Führer kannten weder das Gelände noch die Feindlage. Sie besaßen nur unausreichendes Kartenmaterial im Maßstab 1:200 000.

Die meisten hatten keine Erfahrung im Hochgebirgskampf. Albanien war ihnen, wie den meisten Westeuropäern, ein fremdes, geheimnisvolles Land. Die vorstoßenden Kampfgruppen vollbrachten hochalpine Leistungen. Die körperlichen Anstrengungen für Soldaten und Tragtiere erreichten die Grenzen des Möglichen. Sie leisteten Hervorragendes. Doch wirkliche Erfolge erzielten sie selten. Der Verlauf dieser, an die Truppe härteste Anforderungen stellende Unternehmen war jedesmal dasselbe:

Wenn die Kolonnen in langer Reihe auf Eselspfaden in schwierigstem Gelände nahezu erschöpft an steilabfallenden, deckungslosen Felshängen vorstießen, wurden sie mit gutliegendem Feuer überfallen. Viele Tragtiere fielen dabei aus, und stürzten mit ihren wertvollen Lasten in die unzugängliche Tiefe. Schwere Waffen verschiedener Art, Munition, Nachrichtengeräte und Truppenbedarf gingen damit verloren. Der aus wenigen Gewehr- und Maschinengewehrschützen bestehende gutgetarnte Feind konnte sich in dem entstandenen Durcheinander unbemerkt zurückziehen und sammeln. Die vorsichtig sich weitertastende eigene Truppe geriet, oft an Stellen, an denen es am wenigsten zu vermuten war, erneut in sein Feuer. Den deutschen Einheiten entstanden hohe Verluste. Sie verloren viel Zeit und hatten trotz bester Führung, großer Leistungen und guter soldatischer Qualitäten keine oder nur geringe Kampferrfolge. Die kämpfend sich tief ins Gebirge zurückziehenden Partisanen zündeten auf ihrem Wege sämtliche Gebäude, Zäune, Heu- und Maisstrohhäufen an. Den ihnen nachstoßenden deutschen Einheiten in das von ihnen dafür ausersehene Gelände nahmen sie damit Unterkünfte und Futtermittel.

Die den immer tiefer ins unwegsame, wasserlose Karstgebirge folgenden Nachschub-Tragtier-Kolonnen wurden weit hinter ihnen überfallen oder gefangen genommen. Ihnen ausreichenden infanteristischen Schutz mitzu-

geben war nicht möglich. Oft mußten die Kampfgruppen tagelang ohne Versorgung liegenbleiben und nach allen Seiten sichernd, dauernden Überfällen ausgesetzt, auf Nachschub- oder den Rückzugsbefehl warten.

Besonders schwierig war der Einsatz der Nachrichtenmittel. Im Hochgebirgs-Bewegungskampf ist nur Funk möglich. Funkgeräte sind sehr schwer und haben nur eine begrenzte Reichweite (Aktionsradius). Meiner Kampfgruppe stand ein 30-Watt-Gerät zur Verfügung. Es wurde auf 5 Tragtieren verlastet mitgeführt. Allein Ablasten, Aufbau und Herstellen der Verbindung mit der Gegenstelle erforderten auch bei gut ausgebildetem Personal lange Zeit. Sprüche durften nur verschlüsselt gesendet werden. Ver- und Entschlüsseln erfordert Unterlagen und gute Fachkräfte. Befehle der vorgesetzten Dienststelle waren häufig durch die inzwischen veränderte Gefechtslage überholt. Mit Einbruch der Dunkelheit endete auch der Funkverkehr. Alle Sprüche kamen bei Nacht nur verzerrt an, mußten mehrmals wiederholt werden und führten oft zu Mißverständnissen und falschen taktischen Maßnahmen.

Truppenbewegungen und Kämpfe sind bei Nacht im unbekanntem Gebirgsgelände nicht durchführbar. Jeder Führer war daher bestrebt, bis zur Dämmerung einen geeigneten Raum bezogen zu haben, in dem seine Truppe die Nacht verbringen konnte, ohne überfallen oder aufgerieben zu werden. Taktische Absichten der übergeordneten Stellen mußten sich dieser Tatsache unterordnen. Die Schwierigkeiten für die Führung mehrerer Einheiten, die weit von einander entfernt kämpften, auf einander abzustimmen, waren sehr groß. Es gelang selten.

Wer Großkampf an der Front und Bandenkampf im Hochgebirge kennt und die Wahl zwischen beiden hat, zieht den Großkampf vor.